

- In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 9. Hg. von Mary Gerold-Tucholsky/Fritz J. Raddatz. Reinbek 1975, 300–303.
- Vischer, Friedrich Theodor: *Asthetik oder Wissenschaft des Schönen. Erster Theil: Metaphysik des Schönen*. Reutlingen/Leipzig 1846.
- Weigel, Charlotte: *Der frauenfeindliche Männerwitz. Textanalysen und psychologische Überlegungen zu seiner Entstehung und Wirkung*. Hamburg 2006.
- Wiethölter, Waltraud: *Witzige Illumination. Studien zur Ästhetik Jean Pauls*. Tübingen 1979.
- Winkler, Markus/Goulding, Christine: »Witz«. In: Karlheinz Barck u. a. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Bd. 6. Stuttgart/Weimar 2005, 694–729.
- Wolff, Christian: *Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt* [1720]. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Abt. 1. Hg. von. Jean École u. a. Hildesheim/Zürich/New York 1983.

Stefan Willer

4 Ironie

Auch wenn sich die Etymologie der Wortfamilie εἶρων, εἶρωνεία (*eiron*, *eironēia*) nicht abschließend klären lässt, ist sie in der griechischen Sprache seit ca. 400 v. Chr. nachweisbar. Der Ironiker (*eiron*) ist ein negativ bewerteter Charakter: eine ›Fuchsnatur‹, die sich »zum Geringen hin stellt« (Weinrich 2007, 577). Insofern wurde ›Ironiker‹ auch als Schimpfwort verwendet – insbesondere gegen die Sophisten und ihre »Verstellungskunst« (Despoix/Fetscher 2001, 197).

Ironie besteht nicht nur darin, dass der Redende nicht wörtlich sagt, was er meint, sondern Ironie impliziert, wie Aristoteles in der *Nikomachischen Ethik* (350 v. Chr.) ausführt, auch eine Art der Irreführung, eine Abweichung von der Mitte der Wahrheit und insofern eine nicht-wahrhaftige Rede. Anders als die prahlerische Entstellung der Wahrheit »nach seiten des Zuviel«, ist die Ironie eine Abweichung »nach seiten des Zuwenig«, nämlich eine »verstellte Unwissenheit« (Aristoteles 1921, 39 [1108a]). Sofern diese Verstellung nicht Täuschung, sondern Ausdruck von Bescheidenheit ist, etwa im Fall der sokratischen Ironie, lobt Aristoteles diese Haltung. Im Gegensatz dazu sieht er die »Baukopianurgen«, die sich zierenden Schlauköpfe, die sich »in kleinen und offenkundigen Dingen verstellen« (ebd., 90 [1127b]). Als ethisch problematische Haltung wird die Ironie in der *Rhetorik* (ca. 335 v. Chr.) markiert, wenn Aristoteles feststellt, bei ihrem Gebrauch schwinde immer auch »etwas von Verachtung« (Aristoteles 1989, 124 [24]) gegenüber den ironisierten Personen und Sachverhalten mit. Wird die hinter der Ironie versteckte Geringschätzung erkannt, kann sie Zorn gegenüber dem Ironiker hervorrufen, insbesondere in Fällen, in denen man selbst ernsthaft ist und mit »scherzender Ironie« (ebd.) behandelt wird.

In *De oratore* (55 v. Chr.) unterscheidet Cicero zwischen zwei Modi des Ironischen: dem Ausdruck durch das Gegenteil (*inversio*) und der ironischen Verstellung (*dissimilatio*). Als Beispiel für die *inversio* nennt Cicero eine Szene, in der Crassus einen hässlichen Anwalt mit den Worten zum Plädoyer auffordert:

»Laßt uns denn den hübschen Jungen hören!« Als alle lachten, sagte Lamia: ›Meine Gestalt konnte ich mir nicht selbst bilden, wohl aber meinen Geist: ›So laßt uns den gewandten Redner hören‹, reagierte Crassus, und alles lachte noch viel lauter.« (Cicero 1976, 377 [§ 262])

Die *inversio* besteht hier in der Verkehrung der Bedeutung einzelner Wörter ins Gegenteil (›hübsch‹ für hässlich – ›gewandt‹ für ungeschickt), während die *dissimilatio* eine Verstellung impliziert, die sich über die ganze Äußerung erstrecken kann. Bei der *dissimilatio* handelt es sich um eine Form der *eironia* im Stile des Sokrates, »bei der man anders redet, als man denkt«, und zwar nicht einfach nur, indem man das Gegenteil sagt, wie Crassus gegenüber Lamia, sondern »in gespielm Ernst des ganzen Stils der Rede« (ebd., 383 [§ 269]). Rund 150 Jahre später wirft Quintilian in seiner *Institutio Oratoriae* (ca. 95 n. Chr.) die Frage auf, inwieweit die *dissimilatio* tatsächlich ein angemessenes Synonym der Ironie sei, denn *dissimilatio* bezeichne nicht nur die Formen der *durchschaubaren* Verstellung (vgl. Quintilian 1995: 495 f. [IV, 4,17]).

Zu einer Überblendung beider Modi des Ironischen – dem Ausdruck durch das Gegenteil (*inversio*) und der Verstellung (*dissimulatio*) – kommt es im Rahmen der berühmten Rede des Antonius im dritten Akt von Shakespeares *Julius Cäsar* (1599): erst nach einigen Wiederholungen des Satzes »*Brutus is an Honourable man*« wird deutlich, dass Antonius Brutus für das Gegenteil eines ehrenwerten Mannes hält, dies aber nicht offen sagen kann. Die Ironie stellt in beiden Modi eine Herausforderung des rhetorischen Prinzips der Angemessenheit dar, und zwar in semantischer wie intentionaler Hinsicht, wodurch sie zu einem ›Grenzphänomen des Verstehens‹ wird. Dies gilt für alle rhetorischen Figuren, die ironisch gedeutet werden können: seien es »metalogische Vergleiche«, so wenn man zu einer hässlichen Person sagt: »Sie ist so schön wie ihre Schwester« (Dubois 1974, 188); aber auch für die sogenannten »ironischen Metaphern«, bei denen die »Oberflächenstruktur eine affirmative Werthaltung vor[täuscht], während der Signal-Kontext diese als negativ entlarvt« (Plett 1979, 263).

Die erkenntniskritische Funktion der sokratischen Ironie besteht darin, dass hier die verstellte Unwissenheit einem didaktischen respektive mæutischen Zweck dient, um bei seinem Gegenüber vermeintlich als sicher Gewusstes in Frage zu stellen und ihn so dazu zu bringen, sich auf die Suche nach dem ›wahren Wissen‹ zu begeben. Die sokratische Ironie besteht mithin darin, aus einer Position des negierten Wissens heraus, die Position derjenigen, die positiv glauben, über Wissen zu verfügen, ins Wanken zu bringen. In eben diesem Sinne wird Kierkegaard zu Beginn seiner Abhandlung *Über den Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates* (1841) behaupten: »Sokrates hat als erster die Ironie eingeführt« (Kierkegaard 2004, 4),

wobei er die damit zum Ausdruck kommende philosophische Haltung – wie Hegel – als eine Form subjektiver Negativität bestimmt (vgl. ebd., 267).

P. de Mans 1977 entstandener Vortrag »The concept of Irony« beginnt mit dem Hinweis, dass der Titel ironisch gemeint sei, »because irony is not a concept« (de Man 1996, 163). Diese These entwickelt de Man im Anschluss an Schlegels »Lyceums Fragment 108« (1797), wo die romantische Ironie im Rekurs auf die sokratische Ironie als »unwillkürliche, und doch durchaus besonnene Verstellung« bestimmt wird, die ein gemeinsames Verständnis voraussetzt: »Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständnis ein Rätsel« (Schlegel 1967, 160). Der Rätselcharakter der Ironie verhindert nicht nur eine befriedigende Definition (»It seems to be impossible to get hold of a definition«, de Man 1996, 164), sondern die Ironie wird eben dadurch zu einer ästhetischen Trope *par excellence*: Sie gibt der ästhetischen Erfahrung eine ›Wendung‹ ins Unbestimmte, ja Unbestimmbare, widersetzt sich jedem abschließenden Verständnis und versetzt die Rezipienten in eine Art ›Verstehens-Schwindel, der sie »den Scherz grade für Ernst, und den Ernst für Scherz« (Schlegel 1967, 160) halten lässt. Insofern zeichnet sich die romantische Ironie durch eine paradoxe Doppelbestimmung aus: in ihr soll »alles treuherzig offen, und alles tief verstellt« (ebd.) sein.

De Man möchte Ironie daher gerade nicht im Sinne von W. C. Booths *A Rhetoric of Irony* (1974) verstanden wissen. Insbesondere dessen Versuch einer typologischen Unterscheidung zwischen »stabiler« (*stable*), »offener« (*ouvert*) und »infiniter Ironie« (*infinite Irony*) verkennt in de Mans Augen die eigentümliche *dynamis* der Ironie. Daher versucht er im Rekurs auf die deutsche Romantik – namentlich im Rekurs auf Fichte und Schlegel – eine komplexe Theorie der Ironie zu entfalten, die sich am Problem der Unverständlichkeit abarbeitet (vgl. de Man 1996, 166 f.). Zugleich steht er aber auch den dezidiert germanistischen Studien zur deutschen Romantik – etwa der in den 1960er Jahren recht einflussreichen Arbeit von I. Strohschneider-Kohrs über *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung* (1960) – skeptisch gegenüber: nicht nur, weil sie von einem klar bestimmbaren Konzept der Ironie als einem ›Kunstmittel‹ ausgeht, das es erlaubt, die Ableitungsverhältnisse zwischen »kunsttheoretischen Postulaten« und »philosophisch-ästhetischen Problemen« in »genauer Argumentation zu klären und abzugrenzen« (Strohschneider-Kohrs 1977, 2), sondern vor allem deshalb, weil sie Schlegels Poetik in erster Linie als Suche nach

einer authentischen Sprache und einer neuen Mythologie begreift (vgl. de Man 1996, 180).

De Man streicht dagegen die »performative Funktion« (ebd., 165) der Ironie heraus, also den sprachlichen Aktcharakter, den er mit den in Fichtes *Wissenschaftslehre* (1794) proklamierten Ich-konstitutiven »Akten des Setzens« als einer »absoluten Tätigkeit« (Fichte 1845, 127 f.) kurzschließt. Anstatt die Ironie, wie in der rhetorischen Tradition üblich, als Differenz zwischen Sagen und Meinen zu begreifen, entfaltet de Man im Anschluss an Schlegel eine Idee von Ironie, die darauf abzielt, permanent aus der Rolle zu fallen (vgl. de Man 1996, 178). Ironie wird dabei zum einen als doppelte Bewegung der »Selbstschöpfung und Selbstvernichtung« (Schlegel 1967, 151 [37]; vgl. hierzu auch Behler 1997, 95 f.), die der von de Man propagierten »performativen Rhetorik« (de Man 1996, 184) respektive der »Dekonstruktion« (ebd.) den Boden bereitet: Das komisch-ironische Spiel mit Differenzen und Konventionen wird gleichsam zu einer Allegorie dekonstruktiven Denkens überhaupt, das sich insbesondere an der in Sprachphilosophie und Pragmalinguistik höchst einflussreichen Performanztheorie abarbeitet. Zum anderen wird die romantische Ironie als »Form des Paradoxen« (Schlegel 1967, 153 [48]), die mit den Grenzen zwischen »Scherz« und »Ernst« (ebd., 160) spielt zu einer literarischen Strategie der »Rahmenkonfusion« (Luhmann 1999, 415). Die Rahmenkonfusion setzt N. Luhmann zufolge ein »Modell durchschaubarer Täuschungen« (ebd., 177) in Szene, um (so lautet eine These, die die Konjunktur dieses Phänomens in der Literatur »um 1800« erklären soll) beim intelligenten Lesepublikum ein bewegliches »Fiktivitätsbewußtsein« (Berthold 1993, 123) zu konstituieren. Täuschen soll die »herrliche Schalkheit« (Schlegel 1967, 160) der romantischen Ironie indes nur diejenigen, »welche sie für Täuschung halten« (ebd.) anstatt sie als »transzendente Buffonerie« (ebd., 52 [42]) zu begreifen.

Zum Prinzip des Rahmenbruchs wird die romantische Ironie aber auch durch ihre Bestimmung als »permanente Parekbase« (Schlegel 1963, 85 [668]), was für Schlegel – inspiriert durch die Publikumsansprache in den *Fröschen* (ca. 405 v. Chr.) des Aristophanes, aber auch durch die diskursiven Brüche im *Don Quichote* (1605/1615) des Cervantes – gleichbedeutend ist mit einer Durchbrechung des Illusionsrahmens: etwa wenn, wie in L. Tiecks *Verkehrte Welt* (1800), die Bühnenfiguren aus ihren Rollen herausfallen und einen Dialog mit dem Publikum beginnen; oder wenn sich der fiktive Herausgeber in E. T. A.

Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* (1820–1821) mit der Entschuldigung an die Leser wendet, durch seinen Leichtsinns seien zwei Manuskripte – die Autobiographie des Katers Murr und die Biographie des Kapellmeisters – »aus Versehen« zusammen abgedruckt worden, so dass das Publikum es nun mit einem »verworrenen Gemisch fremdartiger Stoffe durcheinander« (Hoffmann 1992, 12) zu tun hat, bei dem der Murr-Teil immer wieder durch Passagen des Kreisler-Teils unterbrochen wird (vgl. Wirth 2008, 380 f.).

Neben diesem »parabatischen Typus« (Japp 1999, 21) romantischer Ironie, der eine permanente interpretative Herausforderung von »Deutungsrahmen« (Goffman 1996, 55 f.) darstellt, entfaltet sich um 19. Jh. eine zweite Entwicklungslinie einer gleichermaßen poetologischen und philosophischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Ironie. So reflektiert Jean Paul in seiner *Vorschule der Ästhetik* (1804) über den »Ernst der Ironie« (Jean Paul 1975, 148, § 37) im Verhältnis zum epischen Humor und beschreibt die Ironie als vielgestaltiges erzählerisches Stilmittel – ohne ihn allerdings in gleicher Weise aufzuladen, wie die Romantiker. Aus philosophischer Perspektive thematisiert Hegel die Ironie in seinen *Vorlesungen über die Ästhetik* (1820 ff.), wobei er insbesondere die Berufung der Romantiker – allen voran Schlegel – auf die sokratische Ironie äußerst kritisch hinterfragt. Hegel sieht in der Ironie »allseitige Vernichtungskunst«, die auf einer »absoluten Negativität« gründet, »in welcher sich das Subjekt im Vernichten der Bestimmtheiten und Einseitigkeiten auf sich selbst bezieht«, zugleich aber auch eine »unkünstlerische Handlungslosigkeit« (Hegel 1986, 211) offenbart. Kierkegaard verteidigt dagegen die romantische Ironie gegen Hegel – auch wenn er zunächst dessen Einschätzung von der Negativität der Ironie folgt. Allerdings sieht er diese als subjektive Möglichkeit, sich der Gebundenheit durch die »gegebene Wirklichkeit« zu entziehen, denn: »In der Ironie ist das Subjekt negativ frei« (Kierkegaard 2004, 267). Mehr noch: Mit dieser Freiheit erlebt der Ironiker gleichsam ein existentielles »Schweben«, weil er sich »an der Unendlichkeit der Möglichkeiten, gleichsam berauscht« (ebd.). Gerade auch mit Blick auf die Frage, ob es Sokrates mit seiner Unwissenheit Ernst gewesen sei, kommt Kierkegaard dann zu einer ganz ähnlichen Auffassung wie Schlegel: Für die Ironie – insbesondere für die sokratische – »gibt es kein Beständiges, sie schaltet und waltet mit allem nach Belie-

ben« (ebd., 274). Will sie diese Haltung aber zu einer Aussage machen, gerät sie in eine Art »performativen Selbstwiderspruch« (vgl. Wirth 2003), denn sie sagt »etwas Positives«, womit sie sich festlegt und ihre »Selbstherrlichkeit« (Kierkegaard 2004, 274) ebenso wie ihre Negativität ein Ende hat. In diesem Moment wird die Ironie *ernst*.

Eine Weiterführung der philosophischen Reflexion über Ironie unter postmodernen Vorzeichen findet sich in R. Rortys Buch *Kontingenz, Ironie, Solidarität* (1989). Für Rorty ist Ironie das Gegenteil von »gesunder Menschenverstand«, der versucht, »alles Wichtige unbefangen in Begriffen des abschließenden Vokabulars [zu] beschreiben« (Rorty 1989, 128). Die ironische Haltung ist dagegen eine abgeklärte philosophische Einstellung, die bewusst auf die Suche nach transzendenter Letztbegründung und endgültigen »abschließenden Vokabularen« (ebd., 127) verzichtet. Das Ringen um Wissen und Wahrheit wird vielmehr zu einem Ringen um »Neubeschreibungen« des bisher verwendeten Vokabulars durch ein anderes, wobei sich die »Ironikerin« auch bei der Beschreibung ihrer eigenen Position als Erkenntnissubjekt bewusst ist, dass »die Begriffe, in denen sie sich selbst beschreibt, Veränderungen unterliegen« (ebd., 128). Diese Einsicht in die grundlegende »Kontingenz und Hinfalligkeit« aller philosophischer Vokabulare mündet in eine »metastabile« ironische Einstellung, die »nie ganz dazu in der Lage [ist], sich selbst ernst zu nehmen« (ebd.). Zugleich reinterpretiert Rorty Hegels »Dialektische Methode« als eine Strategie, »Vokabulare gegeneinander auszuspielen, statt bloß Sätze voneinander abzuleiten« und mithin als ein Verfahren, die »Möglichkeiten massiver Neubeschreibung zu erkunden« (ebd., 135). Rorty zufolge gründet dieses Verfahren nicht auf der Fähigkeit zur philosophischen Argumentation, sondern auf »literarischem Geschick«, das sich in der »Herstellung überraschender Gestaltwechsel« respektive »schneller Übergänge« (ebd.) zwischen verschiedenen Terminologien zeigt.

In ihrer Untersuchung *Irony's Edge: The Theory and Politics of Irony* (1995) legt L. Hutcheon einen anderen Schwerpunkt: Ihr geht es weniger um die erkenntniskritische Dimension der Ironie, als vielmehr um ihre politische Dimension: »the »scene« of irony is a social and political scene« (Hutcheon 1995, 4). Dabei geht Hutcheon davon aus, dass Ironie als »transideologische« (ebd., 10) diskursive Strategie funktioniert, die von grundverschiedenen politischen Positionen in Dienst genommen werden kann – und die jeweils andere Position in Frage stellt: »irony can be provoca-

tive when its politics are conservative or authoritarian as easily as when its politics are oppositional and subversive: it depends on who is using/attributing it and at whose expense it is seen to be« (ebd., 15). Insofern Ironie sowohl der Verstärkung als auch dem Unterlaufen von autoritären und herrschenden Meinungen dienen kann, erweist sie sich als »Kipp-Phänomen« im Iser'schen Sinne, denn sie setzt »das Nichtigmachen des Geltenden sowie die plötzlich erscheinende Geltung des Nichtigen« (Iser 1976, 398) in Szene. Die »Politik« der Ironie besteht in ihrer Intention, mit der negierenden Geste jeweils eine Auf- oder eine Abwertung vorzunehmen. Die Ironie erweist sich dabei als spezieller »interpretive and intentional move« (Hutcheon 1995, 11): als diskursive Dynamik, die sich im Zwischenraum zwischen Sender und Empfänger, aber auch zwischen Gesagtem und Nicht-Gesagtem »ereignet: »irony »happens« [...] in the space between (and including) the said and the unsaid« (ebd., 12). Indes ist die ironische Bedeutung nicht einfach mit dem Nicht-Gesagten gleichzusetzen, sondern sie ist vielmehr »always different – other than and more than the said« (ebd.).

Dass die Ironie anderes und mehr bedeutet als gesagt wurde, ist auch der Ausgangspunkt der sprachpragmatischen Beschäftigung mit dieser »nicht-wörtlichen« Sprachverwendung. Aufgrund einer offensichtlichen kontextuellen Inkongruenz, einem offensichtlichen Nicht-Passen der wörtlichen Satz-Bedeutung, versucht der Empfänger, die ironische Äußerung »so [zu] reinterpretieren, daß sie paßt«, etwa indem er annimmt, dass sie »gerade *das Gegenteil* von dem bedeutet, was sie wörtlich bedeutet« (Searle 1982, 135). Die entscheidende Frage ist indes, wie sich die Differenz zwischen dem (wörtlich) Gesagten und dem (ironisch) Gemeinten beschreiben lässt. Während J. Searle der Idee einer *inversio* der Äußerungsbedeutung zu folgen scheint, entwickelte P. Grice in den 1970er Jahren einen alternativen, bis heute sehr einflussreichen Ansatz, um ironische Äußerungen, aber auch andere Formen der Anspielung zu beschreiben, nämlich seine Theorie der »Konversationellen Implikaturen« (vgl. Grice 1993). Anders als Searle geht Grice nicht davon aus, dass Semantik und Pragmatik vollständig konventionell kodiert sind, sondern dass Kommunikations-Situationen durch eine komplexe Interaktion von linguistischen Konventionen, pragmatischen Konversationsmaximen, kontextuellen Informationen und inferentiellen Folgerungen bestimmt sind. Ironie entsteht, wenn der Sprecher seine Äußerung so gestaltet, dass sie so offensichtlich gegen die Maxime der Wahrhaftig-

keit verstößt, dass der Empfänger (voraussetzend, dass der Sender kommunikativ kooperativ handelt) dies als ein Signal werten kann, der Sprecher habe dies intentional getan, um etwas ›anderes‹ zu verstehen zu geben als das, was er wörtlich sagt (vgl. Grice 1993, 258).

Im Anschluss an Grice haben D. Sperber und D. Wilson eine sprachpragmatische Theorie der Ironie entwickelt, die sich auch als Reformulierung der klassischen Rhetorik versteht, der zufolge Ironie eine Form der Regelabweichung ist, die angesichts einer unangemessenen wörtlichen Bedeutung ›irgendwie‹ auf eine angemessene ›figurative Bedeutung‹ verweist. Sperber und Wilson wollen diesem ›Irgendwie‹ auf die Spur kommen. Dabei vertreten sie die Ansicht, dass eine ironische Äußerung nicht als Ausdruck einer Überzeugung über eine *Tatsache* interpretiert werden darf, sondern als Ausdruck einer Überzeugung über die *Äußerung*, die gerade gemacht wurde und die gerade dadurch zu einer ironischen Äußerung wird: Wer eine ironische Äußerung macht, »is expressing a belief ABOUT his utterance, rather than by MEANS of it« (Sperber/Wilson 1991, 554). Diese Definition der Ironie bedeutet, dass in einer ironischen Äußerung auf eine andere Äußerung (die eine Überzeugung oder eine Behauptung ausdrückt) gleichsam zitierend Bezug genommen wird. Sperber und Wilson definieren die Ironie als eine Form des »echotischen Erwähnens« (»Echoic Mentioning«) (ebd., 556). Der entscheidende Punkt ist dabei, dass die semantische Einstellung (der *belief*) dessen, der einen Satz mit ironischer Absicht äußert, nicht mit dem propositionalen Gehalt kongruiert, der in dem Satz ausgedrückt wird. Der propositionale Gehalt des ausgedrückten Satzes wird lediglich wie in einem Zitat ›erwähnt‹, nicht aber behauptet. Diese semantische Differenz macht die ironische Einstellung des Äußernden aus und erklärt zugleich das Phänomen der ironischen Distanz: Diese ist als Distanz zum propositionalen Gehalt der Äußerung zu deuten, nicht aber als Distanz zu jenem Zustand in der Welt, der durch den propositionalen Gehalt der Äußerung ausgedrückt wird.

Vor dem Hintergrund dieser Annahme, *erwähnt* Antonius in Shakespeares *Julius Cäsar* lediglich die Proposition, dass Brutus ein ehrenwerter Mann sei, ohne dass dies seiner Überzeugung entspricht – es handelt sich lediglich um ein Echo der Überzeugung der Anhänger des Brutus. Mit jeder Wiederholung der Überzeugung, dass Brutus ein ehrenwerter Man sei, »he mentions it in the context of further facts which make it clear that he is dissociating himself from it« (ebd., 561).

Es wäre lohnenswert, diese Auffassung von Ironie als Form ›echotischen Erwähnens‹ auf das Konzept der Intertextualität anzuwenden – insbesondere mit Blick auf die These einer ›postmodernen‹ intertextuell-ironischen Haltung, die auf Seiten des Autors und auf Seiten des Lesers mit literarischen Zitaten und Bezügen spielt und sich, mit U. Eco zu sprechen, auf die Suche nach ›intertextuellen Echos‹ (Eco 2003, 274) begibt (s. Kap. 19).

Literatur

- Aristoteles: *Rhetorik*. Übers. u. hg. v. Günther Sieveke. München³ 1989.
- Aristoteles: *Nikomachische Ethik*. Übers. u. komm. v. Eugen Rolfes. Leipzig³ 1921.
- Behler, Ernst: *Ironie und literarische Moderne*. Paderborn 1997.
- Berthold, Christian: *Fiktion und Vieldeutigkeit. Zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*. Tübingen 1993.
- Cicero, Marcus Tullius: *De oratore. Über den Redner*. Hg. u. übers. v. Harald Merklin. Stuttgart 1976.
- Despoix, Philippe/Fetscher, Justus: »Ironisch/Ironie«. In: Karlheinz Barck (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe*. Bd. 3. Stuttgart/Weimar 2001, 196–244.
- Dubois, Jacques: *Allgemeine Rhetorik*. Übers. u. hg. v. Armin Schütz. München 1974.
- Eco, Umberto: »Intertextuelle Ironie und mehrdimensionale Lektüre«. In: ders.: *Die Bücher und das Paradies*. München 2003, 255–285.
- Fichte, Johann Gottlieb: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* [1794]. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 1. Berlin 1845, 83–328.
- Goffman, Erving: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen* [1974]. Frankfurt a. M. 1996.
- Grice, Paul: »Logik und Konversation« [1975]. In: Georg Meggle (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M. 1993, 243–265.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 13. Hg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986.
- Hoffmann, E. T. A.: *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* [1820–1821]. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 5. Hg. v. Hartmut Steinecke/Gerhard Allroggen. Frankfurt a. M. 1992.
- Hutcheon, Linda: *Irony's edge. The theory and politics of irony*. London/New York 1995.
- Iser, Wolfgang: »Das Komische: ein Kipp-Phänomen«. In: Wolfgang Preisendanz/Rainer Warning (Hg.): *Das Komische*. München 1976, 398–402.
- Japp, Uwe: *Die Komödie der Romantik. Typologie und Überblick*. Tübingen 1999.
- Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik* [1804]. In: ders.: *Werke*. Hg. v. Norbert Miller. München 1975.
- Luhmann, Niklas: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1999.

- Plett, Heinrich F: *Textwissenschaft und Textanalyse*. Heidelberg 1979.
- Man, Paul de: »The Concept of Irony«. In: ders.: *Aesthetic Ideology*. Hg. v. Andrzej Warminski. Minneapolis/London 1996, 163–184.
- Quintilianus, Marcus: *Institutionis oratoriae / Ausbildung des Redners*. libri XII. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. Darmstadt 3 1995.
- Rorty, Richard: »Private Ironie und liberale Hoffnung«. In: ders.: *Kontingenz, Ironie, Solidarität*. Frankfurt a. M. 1989, 127–161.
- Schlegel, Friedrich: »Kritische Fragmente« [*Lyceums-Fragmente*] [1797] und »Athenäums-Fragmente« [1798]. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung*. Bd. 2. Hg. v. Ernst Behler. München u. a. 1967.
- Schlegel, Friedrich: »Philosophische Lehrjahre« [1796–1828]. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Zweite Abteilung*. Bd. 18. Hg. v. Ernst Behler. München u. a. 1963.
- Searle, John: *Ausdruck und Bedeutung* [1979]. Frankfurt a.M. 1982.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre: »Irony and the Use-Mention Distinction« [1981]. In: *Pragmatics, A Reader*. Hg. v. Steven Davies. New York 1991, 550–564.
- Strohschneider-Kohrs, Ingrid: *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung* [1960]. Tübingen 1977.
- Weinrich, Harald: »Ironie«. In: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Neubearb. Ausg. v. Rudolf Eisler. Darmstadt 2007, 577–582.
- Wirth, Uwe: »Vorbemerkungen zu einer performativen Theorie des Komischen«. In: *Performativität und Praxis*. Hg. v. Dieter Mersch. München 2003, 153–174.
- Wirth, Uwe: *Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann*. München 2008.

Uwe Wirth

5 Satire

Im Bereich von graphisch repräsentierten Texten ist die ›Satire‹ eine Schreibweise (vgl. Zymner 2003, 171–190; Trossbach 2005; Meyer-Sickendiek 2010), die sich allerdings in bestimmten sozialhistorischen Kontexten mehrfach zu literarisch-generischer Normativität verdichtet oder stabilisiert hat, so dass im Hinblick auf diese generischen Stabilisierungen literaturwissenschaftlich retrospektiv und übergreifend von der ›Gattung Satire‹ und ihren unterschiedlichen historischen Genres gesprochen wird. In diesem Fall wird der Ausdruck ›Satire‹ also als generische Sammelkategorie auf einem relativ hohen Abstraktionsniveau verwendet und zugleich als Bezeichnung für die jeweils systematisch untergeordneten Genres. Ebenso werden aber auch Einzeltexte, die als ganze von der Schreibweise geprägt sind, als ›Satiren‹ bezeichnet, so als gehörten sie einem Genre oder der Gattung an, was nicht unbedingt der Fall sein muss. Einzelne selbständige Satiren insgesamt ebenso wie historische Genres der Satire sowie unselbständige, in generisch anderweitig normierte Texte eingefügte (und dadurch im Hinblick auf den Gesamttext nur punktuelle) Exemplifikationen der Schreibweise bezeichnet man schließlich als ›satirisch‹ oder als Belegfälle für ›das Satirische‹.

Als Schreibweise ist die Satire eine medienspezifische Ausprägung eines allgemeinen Verfahrens des *making special*, ›Besondersmachens‹, von Zeichengefügen. Die Satire als allgemeines Verfahren kann außer in graphisch repräsentierten Texten in phonisch repräsentierter Rede, sodann aber auch z. B. im (pluri-medialen) theatralischen Spiel, in piktoralen Repräsentationen (Karikatur, Comic, Cartoon, Plakate, Fotos) oder in Fernsehen (Comedy) und Film vorkommen (vgl. z. B. Neugebauer 1993; Hanuschek 2009). Zumindest theoretisch denkbar sind satirische Musik, satirische Plastiken oder satirische Architektur. Als Verfahren im Allgemeinen ebenso wie als Schreibweise im Besonderen und schließlich in generischen Stabilisierungen oder als partielle Exemplifikation ist die prototypische Satire stets Ausdruck, Darstellung und Appell in eins (vgl. Weber 1981): Ein Ausdruck der Anstoßnahme an generellen, die Allgemeinheit betreffenden (tatsächlichen oder vermeintlichen, in den Augen des Satirikers gegebenen) Missständen oder Mängeln, sodann eine Darstellung der Missstände oder Mängel und schließlich zugleich ein Appell, diese Missstände abzustellen und diese Mängel zu beheben. Der Appell kann explizit formuliert werden,